

Nr. 133 Bromberg, den 13. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(13. Fortsetzung.)

„A la mode".

Seit zwei Wochen bewohnte der Lebensmittelschieber Heinrich Lotterhos sein neues Heim am Wenigenmarkt in Erfurt. Er hatte das geräumige, aber vernachlässigte Haus eines armen Adligen für einen Spottpreis gekauft, es umbauen, ausbessern und so prächtig einrichten lassen, daß es eine Sehenswürdigkeit der Stadt bildete.

Wenn er in den ersten Tagen nach der Übersiedlung, aus seinem alten Häuschen in der Gotthardtstraße kommend — es diente jetzt nur noch als Geschäftsbureau —, vor seinem neuen Hause anlangte, so blieb er stets noch einige Minuten in Bewunderung versunken davor stehen und konnte es kaum fassen, daß dies nun wirklich sein Eigentum sei. Immer wieder mußte er sich gestehen, daß dieses prunkvolle Heim seine kühnsten Träume übertroffen habe und nur noch zweierlei zu einem vollkommenen Glück fehlte; draußen am Hause ein Wappenschild und drinnen im Hause Gertrude Lossius als seine Gattin.

Mit Besitzerstolz führte er seine Freunde, die ihn besuchten, in den Gemächern umher. Er nannte ihnen die Preise der venezianischen Spiegel, der kostbaren Gobelins und der französischen Möbel, wobei er allerdings Stil und Herkunft der Sachen stets verwechselte. Er legte mit Kennermiene alte Folianten und Handschriften vor, von deren Inhalt er keine Ahnung hatte. Er griff diesen oder jenen Band aus seiner Bibliothek griechischer Klassiker heraus und erklärte mit Ergriffenheit, daß dem, welcher sich einmal in die herrliche Sprache eines Homer und eines Sophokles vertieft habe, das hilflose Gestammel deutscher Autoren schlechterdings unerträglich sei. Besonders gern aber verweilte er vor seiner Sammlung asiatischer Waffen und Kuriositäten und erzählte Wunderdinge von seiner Reise nach Nordafrika, auf der er diese Stücke — oft mit Lebensgefahr — erbeutet habe.

Über diese große Reise gingen allerdings in Erfurt dunkle Gerüchte um; und böse Zungen behaupteten, daß er sich während der sieben Monate, die er damals von Erfurt fern gewesen, nicht in Afrika, sondern im Stadtgefängnis zu Fulda aufgehalten habe, weil der dortige Magistrat ein großes Geschäft, das Herr Lotterhos in Fulda getätigt, engherzigerweise als Betrug aufgefaßt hätte.

Neben Freuden brachte die neue vornehme Lebenshaltung Herrn Lotterhos aber auch Sorgen und Plagen:

Als nobler Herr mußte man natürlich mit dem Degen umzugehen wissen und ab und zu ein Duell bestehen. An jenem Morgen erschien also der Fechtmeister und drillte Herrn Lotterhos für seine künftigen Heldentaten ein. Er nahm den Schüler zwar nicht allzu scharf heran, um dem gut Zahlenden nicht die Lust am Unterricht zu verderben. Aber Herrn Lotterhoses Nerven bekamen diese Lektionen schlecht. Er träumte fast in jeder Nacht, daß ihm bei einem Duell der Degen des Gegners durch den Leib gestoßen werde, fuhr dann, in Schweiß gebadet, aus dem Schlaf empor und konnte lange nicht wieder Ruhe finden.

Auch das Auswendiglernen lateinischer Zitate brachte Freuden und Leiden zugleich. Ein Hochgefühl war es zum Beispiel, wenn man im Gasthaus im Kreise der Freunde auf den Tisch schlagen konnte und dabei ausrufen:

„Nunc est bibendum! — wie unser alter Horaz sagt."

Aber es dauerte noch lange, bis einem dies verwünschte Kauderwelsch so fest im Kopfe saß, daß es im geeigneten Augenblick zur Hand war. —

Soeben saß Herr Lotterhos wieder vor seinem Buch und wiederholte unaufhörlich die Worte des lateinischen Poeten:

„Odi profanum vulgus et arceo! — Ich hasse den Pöbel und halte mich von ihm fern!"

Denn diese Worte gedachte Herr Lotterhos zu seinem Lieblingszitat zu erheben.

Dreimal mußte ihn sein Page — ein zum Äffchen herausgeputzter Erfurter Waisenknabe — anrufen, ehe er es hörte; denn Herr Lotterhos pflegte beim Lernen wie ein Schuljunge die Zeigefinger in die Ohren zu stecken.

„Was gibt es denn schon wieder?" fragte er ungehalten. „Du weißt doch, daß ich beim Studium der Klassiker nicht gestört werden will!"

„Vergebung, Euer hoch- und edelgeborene Gestrengigkeit!" erwiderte der Page. „Aber der Schneider ist da, um Euer Hochehrenfest das neue Wams zu bringen."

„Ah, das ist etwas anderes! Laß ihn eintreten!"

Der Kleiderkünstler, der sein Handwerk in Paris erlernt hatte und deshalb dreimal so hohe Preise forderte als seine Zunftgenossen, tänzelte unter Verbeugungen ins Zimmer, erklärte, daß er mit dem neuen Anzug sein höchstes Meisterstück geliefert habe, und packte die Erzeugnisse seiner Kunst mit liebevollen, beinahe zärtlichen Bewegungen aus: ein spitzenübersätes Hemd, ein Wams und eine Hose.

Erst nachdem der Schneider Herrn Lotterhos alles kunstgerecht angelegt und zurechtgezupft hatte, durfte dieser vor den Spiegel treten, um sich zu bewundern.

Ein Bild von grotesker Komik trat ihm aus dem Glas entgegen. Die läppische Unzweckmäßigkeit dieses Anzuges war nicht mehr zu übertreffen. Das Wams stand vorn weit offen, hatte Ärmelchen, die kaum bis zum Ellenbogen reichten, und war so kurz, daß es aussah, als habe sich Herr Lotterhos zum Scherz ein Kinderjäckchen angezogen. Dabei war dieses Wams über und über mit Nesteln, Schleifchen und Rosetten besetzt, wofür — wie der Schneider stolz versicherte — nicht weniger als dreihundert Ellen Seidenband verwendet worden waren. Der obere Rand des Beinkleides saß auf den Schenkeln, so daß es den Anschein hatte, als verliere Herr Lotterhos soeben dieses wichtige Kleidungsstück.

Ratlos stand er vor dem Spiegel, denn er empfand diesen Anzug als unmöglich, wagte aber nicht, seine Meinung zu äußern, weil er nichts mehr fürchtete, als für „altfränkisch" gehalten zu werden.

„Ausgezeichnet! Magnifique!" stammelte er endlich. „Nur scheint mir, daß... daß von dem Hemd doch etwas

zu viel sichtbar ist. Es guckt ja drei Hände breit zwischen Rock und Hose hervor."

„Aber Euer Gnaden!" rief der Schneider vorwurfsvoll. „Das ist ja gerade das Elegante! Das Hemd ist ja heute die Hauptsache! Man kann gar nicht genug davon sehen lassen! Diese Kleidung ist die neueste Pariser Mode! Bitte, Euer Gnaden, überzeugen Euch selbst!"

Er breitete ein paar Zeichnungen vor Herrn Lotterhos aus, die ihm erst vor kurzem aus Frankreichs Hauptstadt zugegangen waren.

Herr Lotterhos musterte aufmerksam die Abbildungen französischer Stutzer, stellte fest, daß sein neuer Anzug bis ins kleinste diesen Vorbildern glich, und sagte dann ein wenig verlegen:

„Ja, Meister, Ihr habt recht. Diese Kleidung ist allerdings das Eleganteste, was die französische Mode bisher hervorgebracht. Nur im ersten Augenblick... — Nun, jetzt habe ich mich schon daran gewöhnt."

Er trat nochmals vor den Spiegel, drehte sich ein paarmal hin und her und sagte dann: „Unübertrefflich!!"

Und nachdem er das Wort dreimal wiederholt, glaubte er selbst daran und beschloß, sich noch am gleichen Tage seiner geliebten Freundin Lossius in seinem neuen Glanz zu zeigen.

Aber der Sicherheit halber bat er den Schneider, ihm doch eine der Pariser Modezeitungen für die nächsten Tage zu überlassen, um gegen jede abfällige Kritik der Erfurter Spießbürger gewappnet zu sein.

Diese Vorsichtsmaßregel des Herrn Lotterhos erwies sich schon am Nachmittag des gleichen Tages als sehr nützlich.

Er hatte seinen Vorsatz ausgeführt, der Goldschmiedstochter einen Besuch abzustatten.

Seit er das neue Haus besaß, war sie viel liebenswürdiger gegen ihn geworden als früher, denn einen so reichen Freier wollte sie sich doch für alle Fälle in Reserve halten. Auch heute empfing sie ihn recht gnädig, bat ihn, seinen Mantel abzulegen und sich auf ein gemütliches Plauderstündchen einzurichten.

Mit kühnem Schwung warf Heinrich Lotterhos den pelzverbrämten Mantel von sich und stand nun in gravitätischer Haltung und mit erwartungsvollem Lächeln vor Gertrude Lossius.

Aber den gleichen Eindruck, den er selbst zuerst von seinem neuen Anzug gehabt, machte dieses Kunstwerk auch auf Gertrude. Sie tat einen leisen Aufschrei und rief:

„Um des Himmels willen, Heinrich! Ihr verliert ja Eure Hose!"

„Und Ihr Euer Leibchen, Jungfer Gertrude!" gab er spitz zurück; denn auch das Kleid der Goldschmiedstochter war etwas ungewöhnlich, indem es eine für damalige Begriffe unerhörte Entblößung von Hals und Busen zeigte.

„Man merkt, daß Ihr nicht in der großen Welt verkehrt, mein Lieber", erwiderte sie verächtlich. „Sonst würdet Ihr wissen, daß dieses Kleid genau der neuesten Pariser Mode entspricht."

„Nun, ich will nicht unhöflich sein", meinte Lotterhos. „Ich müßte Euch sonst den gleichen Vorwurf zurückgeben; denn auch der Schnitt meiner Tracht entspricht den neuesten Pariser Vorschriften für die Kleidung eines echten Kavaliers bis aufs Tüpfelchen. Hier, wollet Euch, bitte, selbst überzeugen!" Und stolz breitete er die Modezeitung vor Gertrude aus.

Sie ließ ihren Blick schnell darüber gleiten und sagte dann versöhnlich: „Habe ich denn behauptet, daß Euch die Tracht nicht stände? — Im Gegenteil: So ungewohnt sie auch im ersten Anblick anmutet, so kleidet sie Euch doch ganz vorzüglich."

„Wie Euch die Eure, Jungfer Gertrude!" entgegnete Lotterhos mit einer höflichen Verbeugung. „Ihr dürft Euch gewiß solche Tracht vor vielen anderen erlauben, und ich kann diese Mode nur preisen, die nicht länger neidisch verhüllt, was Mutter Natur Euch so gütig und in so artiger Wohlbildung beschert hat. — Aber was sagt denn Euer guter Vater dazu, der doch — was man ihm bei seinem Alter gewiß nicht verargen darf — in derlei Dingen recht altfränkischen Ansichten huldigt?"

„Bisher hat er das neue Kleid noch nicht gesehen", erklärte Gertrude mit geheimnisvollem und geschmeicheltem Lächeln. „Ich trage es heute zum ersten Male. Man muß ihn vorsichtig und langsam daran gewöhnen. Die Alten müssen eben umlernen, denn das erste Recht hat heute die Jugend. Das ist der Zug unserer Zeit."

„Ihr seid nicht nur schön, sondern auch klug, Jungfer Gertrude, wie mir Eure stets treffenden Worte immer wieder von neuem beweisen. Und eben deshalb bekümmert es mich, Eure Gesellschaft nicht öfters genießen zu dürfen. Habt Ihr, die meinem Herzen — ach! — so nahe steht, doch bisher immer noch keine Zeit gefunden, mein neues Heim zu besichtigen, in welchem Euch einmal als Herrin begrüßen zu dürfen, mein schönster Traum, sich, falls er auch mit seiner Erfüllung noch ein wenig verziehen sollte, doch endlich..."

Nun hatte sich Herr Lotterhos in dem so schön begonnenen und zierlich verschachtelten Satzgebilde völlig verwirrt. Und um diese Niederlage zu vertuschen, schloß er mit erhobener Stimme: „... sich doch endlich im Sinne unseres alten Horaz und seines Grundsatzes, „odi profanum vulgus et arceo" mir schmeicheln dürfte, Euch und Euern verehrten Herrn Erzeuger morgen mittag zu einem kleinen und ganz exklusiven Diner, bei dem Ihr auch meinen Freund, den Reichsfreiherrn von Hellstedt, der zurzeit in Geschäften in den Mauern unserer Stadt weilt, kennenzulernen den Vorzug haben werdet, in meinem neuen Heim endlich begrüßen zu dürfen."

Gertrude Lossius, die Herrn Lotterhos an Zierlichkeit der Rede nicht nachstehen wollte, begann darauf mit folgender Ansprache:

„Ihr wißt, teurer Freund, daß die Schuld, des Vorzuges, Eure neue Wohnung besichtigen zu dürfen, bisher noch nicht genossen zu haben, nicht auf meiner Seite, sondern auf der meines Vaters liegt, der, unter dem Vorwand starker geschäftlicher Inanspruchnahme, noch immer nicht dazu zu bewegen war, mich zu Euch zu begleiten, ich aber doch unmöglich allein einem unverheirateten Kavalier einen Besuch abstatten kann. Für morgen ist eine Annahme Eurer gewiß sehr verlockenden Einladung nicht angängig, da, wie uns eine Botschaft des Grafen Lewenborg informierte, der Herr Obrist wohl gerade morgen wieder von seiner Reise nach Nürnberg in Erfurt und somit auch in unserem Hause eintreffen dürfte: und möchten wir doch keinesfalls verabsäumen, den Grafen hier — und zwar in der einem so hohen Herrn geziemenden Weise —"

Die Nennung des Namens Lewenborg wirkte auf Herrn Lotterhos wie ein rotes Tuch auf einen Stier; denn Gertrude Lossius hatte ihn durch viele versteckte Redensarten längst glauben gemacht, daß sich der Graf um ihre Gunst bewerbe. So vergaß Herr Lotterhos mit einem Male seine ganze Bildung und fiel Gertruden ungehobelt ins Wort:

„Aha! Der Herr Graf kommt zurück! Daher dieser schamlose Fetzen!"

Die Goldschmiedstochter erbleichte vor Zorn bis in die Lippen und blickte Herrn Lotterhos von oben bis unten verächtlich an.

Dann sagte sie mit wogender Brust:

„Ich werde dem Grafen Lewenborg von diesem Eurem Ausspruch Kenntnis geben, Herr Lotterhos! Er, der selbst nie anders als in den zartesten und liebenswürdigsten Worten zu mir redet, wird eine solche Beleidigung meiner Person nicht ungerächt lassen. Unserer Jugendfreundschaft halber hoffe ich für Euch, Ihr möchtet in Eurer Fechtkunst so weit fortgeschritten sein, daß Euch ein Duell mit dem Grafen wenigstens nicht gleich das Leben kostet!"

Nun war es an Herrn Lotterhos, zu erbleichen. Seine entsetzlichen Träume hatten also nicht gelogen, sondern ihm sein schreckliches Ende in furchtbarer Prophezeiung vor Augen geführt! — Verzweifelt suchte er nach einlenkenden Worten, um die Erzürnte zu versöhnen. (Fortsetzung folgt.)

Das Horoskop.

Preisgekrönte Skizze von Rudolf Presber.

„Ja, also lieber Herr Krüger — so kann das nun nicht weiter gehen..."

Der Direktor Schmidt, ein kleiner behäbiger Mann, unterbrach seinen Rundgang um den Schreibtisch seines Dienstzimmers, an dessen Wänden in Vitrinen die zoologischen Sammlungen für den Unterricht untergebracht waren, wodurch es das Ansehen einer im Dornröschenschlaf erstarrten Menagerie erhielt. Vor einem ausgestopften Pavian von besonderer Häßlichkeit blieb er stehen.

Eigentlich mehr zu dem scheußlichen Affen sprechend als zu dem blaß und zerknirscht hinter einem Stuhl verharrenden

Lehrer Krüger, vollendete er: „Sie sind mir wohl ein halbes Jahrzehnt lang ein lieber Kollege gewesen. Ich habe Sie als tüchtige Lehrkraft geschätzt und Ihren Eifer im Dienst der Jugend häufig belobt. Ihre ausgesprochene Neigung zu okkulten Dingen hab' ich übersehen, da Sie taktvoller Weise von dieser Einstellung ihres Privatlebens in der Schule nichts merken ließen. Auf einmal, seit einigen Monaten, stelle ich eine — ja, wie soll ich sagen — eine gewisse Zerfahrenheit in Ihrem Unterricht, eine nervöse Überreizung bei Ihnen fest, die wahrhaftig gar nicht zu Ihrem Vorleben, gar nicht zu Ihrer oft bewiesenen Auffassung von Ihrem erzieherischen Amte paßt. Eine Schülerdeputation ist vor acht Tagen bei mir gewesen und hat — in respektvoller Form — ganz offen Klage geführt über wunderliche Ungerechtigkeiten. Aus Elternkreisen habe ich heute den dritten — was sage ich, den vierten Brief bekommen."

„Darf ich gehorsamst fragen" — sehr bescheiden klang des zerknirschten und an diesem Tage, wie er peinlich empfand, leider nicht rasierten Krügers Stimme. Er benutzte eine Pause, als der Direktor, sein Auge von dem Pavian abwendend, von der grotesken Stellung eines bereits von den Motten etwas angefressenen Flamingo gefesselt schien. „Darf ich fragen, von wem diese Briefe..."

„Das dürfen Sie eigentlich nicht", sagte der Direktor und ging vor dem Flamingo in die Kniebeuge, um den Mottenschaden auch an der Bauchseite festzustellen. „Aber da ich Sie — wie schon erwähnt — bisher geschätzt habe, so will ich's Ihnen unter Diskretion mitteilen. Der erste der drei Briefe war von der Witwe Scholtz, deren Sohn Wilhelm zu Ihren besten Schülern gehört. Den zweiten schrieb mir der Apotheker Scheuermann, dessen Sohn Karl gerade keine Leuchte, aber ein guter Junge ist. Der dritte kam von dem Oberpostassistenten Klütz, dessen Theobald — von seinem Sprachfehler abgesehen — ein lebenstüchtiges Bürschlein scheint. Heute nun hat sich auch noch — und das ist mir besonders unangenehm, denn der Mann ist, wie Sie wissen, unser Schularzt — der Doktor Binder beschwert über die Behandlung, die Sie neuerdings seinem Einzigen — Plato heißt er ja wohl mit Vornamen, ein etwas arroganter Rufname, wie ich zugebe, für einen Jungen, der sich seine besten Zeugnisse — auch nur ‚genügend, zum Teil gut' — im Turnen und Singen holt... Aber —"

„Ach, Herr Direktor, es ist ja nicht wegen des Vornamens und nicht — —"

„Die drei anderen heißen ja auch nicht Plato", warf der Direktor ein und fügte etwas unlogisch, aber wohl aus seiner Besichtigung des Vogels erklärbar hinzu: „Und dabei stinkt's egal hier nach Mottenpulver, das der Pedell wie Blumensamen in die Schränke streut."

Krüger kämpfte sichtlich mit einem schweren Entschluß. Seine knochigen Hände krampften sich um die Stuhllehne, als ob er jetzt gleich einen ganz schwierigen turnerischen Trick an oder mit diesem Möbel dem Direktor vorzuführen beabsichtige. Dazu schloß er die gutmütigen und durchaus nicht tyrannischen Augen.

„Herr Direktor —" stoßweise brachte der Gequälte die Worte hervor, als übersetze er das alles innerlich aus einer besondere grammatische Schwierigkeiten bietenden fremden Sprache. „Herr Direktor, Sie haben mir — früher und auch jetzt sogar — soviel Güte bewiesen... Schiller sagt — Sie wissen das natürlich — ‚Nur zwei Tugenden gibt's. O, wären sie immer vereinigt, — immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut'."

„Es kommt," sagte der Direktor und wendete sich von dem Vogel wieder den Säugetieren zu, aber seine Stimme war noch um eine Nuance milder, als er das äußerte, „es kommt hier weniger darauf an, mein lieber Krüger, was unser unsterblicher Schiller einmal gesagt hat, als was Sie mir jetzt sagen werden zur Erklärung der außerordentlich seltsamen Verwandlung Ihres Wesens und Ihrer Berufsauffassung."

„Ach, Herr Direktor, Sie waren vorhin selbst so gütig oder so großzügig, auf meine okkulten Studien anzuspielen, die..."

„— die mit dieser rein dienstlichen, pädagogischen Angelegenheit nichts zu tun haben", wollte der Direktor jetzt, einen Feldhasen besichtigend, abschneiden.

„Doch, doch!" beharrte der Lehrer, und der Stuhl krachte unter dem Druck seiner Hände. „Meine — nennen wir sie, obschon das manchem fast als Schimpfwort gilt — meine ‚mystischen Studien' haben mich zu Überzeugungen geführt, die mit der Kausalität der realen Welt oft nicht übereinstimmen. Die auch eigentlich nicht das betreffen, was in seinen räumlich-zeitlichen Relationen zahlenmäßig bestimmbar..."

„Um Himmels willen," der Direktor gab die Besichtigung der zoologischen Merkwürdigkeiten ruckartig auf und wandte sich voll dem Lehrer zu, „Sie wollen mir doch hier hoffentlich nicht, anstatt schlicht Ihre dienstlichen Verfehlungen zu rechtfertigen, ein Kolleg in Metaphysik halten? Die Pause ist ohnedies bald zu Ende."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Direktor. Es liegt mir durchaus ferne — aber es gehört gewissermaßen dazu. Ich werde jedoch anders herum... Ich will sagen, da Sie meine Einstellung kennen, wenn auch mißbilligend kennen, werden Sie's verstehen, daß diese phänomenale Frau Astrid Harunga in unserer Stadt..."

„Ach, das ist die alte Dame, die aus Kaffeesatz und Karten und Hühnereiern —"

„Nicht doch, Herr Direktor!" Krüger schien aufs schmerzlichste getroffen. „Weder Eier noch Karten spielen eine Rolle bei ihr. Aus den Sternen, nur aus den Sternen — denen denn doch unsere Spektralanalyse mit ihren wissenschaftlichen Erklärungen nicht allzu nahe gekommen ist... Ich bin, müssen Sie wissen, im Zeichen des Saturn geboren und —"

„Mit einem Wort: Sie sind bei der Harunga gewesen und haben sich das Horoskop stellen lassen?" Der Direktor wurde ungeduldig.

„Genau so, wie Herr Direktor das scharfsinnig äußert."

„Und da hat sie Ihnen etwas gesagt, diese Prophetin, die unsere ganze Stadt verrückt macht? Etwas, das bei Ihnen diese höchst merkwürdigen Veränderungen hervorrufen konnte?"

„Die menschlichen Nöte meines ohnehin nicht leichten Lebens — so war ihr Ausdruck — würden vergrößert durch zwei in meiner nächsten Umgebung befindliche, am selben Tag geborene Knaben... Das hat mich erschreckt und erschüttert. Ich habe mir nun die Personal-Liste meiner Klasse genau angesehen. Mit Verblüffung habe ich daraus erfahren, daß Wilhelm Scholtz und Theobald Klütz an ein und demselben Tag, nämlich am fünfzehnten Februar, geboren sind. Und daß Karl Scheuermann und Plato, der leider wenig begabte Sohn unseres Schularztes, ebenfalls den Geburtstag gemeinsam haben, nämlich den fünfundzwanzigsten Oktober!"

„Sie wollen also sagen, Herr Krüger, daß Sie, durch die Prophezeiung der Hellseherin verwirrt, die von Ihnen genannten Knaben gewissermaßen nunmehr als Ihre Feinde oder Ihre Bedroher..."

„Ich habe mich bemüht, Herr Direktor, gegen diese Überzeugung anzukämpfen, aber ich gebe zu —"

„Es hat geschellt", unterbrach der Direktor, sichtlich erleichtert. „Wir sprechen ein ander Mal noch ausführlicher davon." —

— — Zwei Tage später. Vor Schulbeginn. Der Direktor hatte gerade sein Amtszimmer betreten und zog seinen Ulster aus.

Da kam Klöppel, der Pedell, sichtlich erregt, die Mütze in der Hand und meldete dem hohen Vorgesetzten: „Der Herr Krüger läßt sich entschuldigen. Er kann heute nicht unterrichten."

„Kann nicht? Was ist los?" Gespannt schaute der Direktor zu seinem Pedell hin. „Ist er erkrankt, wie? Etwa geistig erkrankt?"

„Iwo, er hat ja selbst telephoniert." Feixend wehrte der Pedell dieser Vermutung. Dann seine Stimme zum Flüstern zwingend, als ob's niemand in der Schule sonst erfahren sollte, sagte er mit einer durch die Jahre des Zusammenwirkens zu entschuldigenden Vertraulichkeit: „Denken Sie bloß, Herr Direktor, — nach zwölf Jahren!"

„Was denn — nach zwölf Jahren? Sind Sie auch nicht recht im Kopf, Klöppel, oder haben Sie zu stark gefrühstückt?"

„Nee, nee, Herr Direktor. Nach zwölf Jahren hat ihn heute, früh um Fünf, seine Frau mit gesunden **Zwillingen** männlichen Geschlechts beschenkt."

Da setzte sich der Direktor so rasch, als ob ihn die Riesenkraft eines Athleten dazu zwänge, auf den Stuhl, auf dem die Aufsätze der Sekunda über „Die Schuld der Jungfrau von Orleans" lagen. Eine Weile schwieg er, dann sagte er bloß: „Zwei Knaben am selben Tag — nun hat sie doch recht gehabt, die Harunga mit ihrem Horoskop!"

Der Pedell aber stand offenen Mundes dabei, sah den Direktor verblüfft an und dachte: Wer ist nu da oben nicht richtig, der Krüger — oder ich — oder er?

Aber der Alltag ...

Manchmal ahnst du: das Leben ist groß —
So groß, so weit wie das weite Meer,
So dunkel wie deine Träume sind,
So ewig wie Licht von den Sternen rinnt,
Und von der Last des Gewesenen schwer.

Und du magst dich nicht länger beschirmen,
Sehnst dich plötzlich nach wilden Stürmen,
Die an dem Baum deiner Seele rütteln,
Goldene Früchte zu Boden schütteln —
Aber der Alltag läßt dich nicht los!

Und statt mit mächtigem Flügelschlagen
Adlergleich dich zur Sonne tragen,
Wirst du unter dem Zwange der Dinge
Nur zu dem schillernden Schmetterlinge,
Der um Blumen und ganz geringe
Gräser gaukelt in schüchternem Kreis —
Und von Fernen und Sternen nichts weiß ...

Wolfgang Federau.



Der Mann ohne Schlaf.

Ein Bäcker in einem kleinen Dorf in der Nähe von Kork in Irland hat sich in den Kopf gesetzt, zu beweisen, daß der normale Mensch keinen Schlaf braucht. Schon seit einigen Wochen arbeitet der Bäcker von acht Uhr abends bis sieben Uhr morgens; dann geht er spazieren, angeln oder auf die Jagd. Die erste Zeit fiel es ihm natürlich schwer, nicht zu schlafen, jetzt hat sich der Bäckermeister des Schlafes ganz entwöhnt. „Die Menschen verlieren durch den Schlaf die Hälfte ihres Lebens", erklärte er. „Durch ein ständiges Training kann man diese schlechte Gewohnheit, zu schlafen, los werden. Man braucht zuerst nur vier Stunden zu schlafen, dann zwei und zuletzt gar nicht mehr. Seitdem ich überhaupt nicht mehr schlafe, fühle ich mich gesund, voller Kraft und Energie."

Der „reiche" Arme.

Die kürzlich erfolgte Gasometerexplosion in Amerika ist noch in frischer Erinnerung: die drei Gasometer einer großen Industrieanlage explodierten und begruben zahlreiche Tote unter den Trümmern der umliegenden Häuser. Unter den Toten fand man auch einen „armen" Mann, einen gewissen Sinclair, der sich ziemlich notdürftig durchs Leben gebracht hatte, sehr sparsam lebte und eigentlich ein kleiner Hausierer war. Nach der ersten Explosion war der Mann offenbar geflohen und hatte seine teuerste Habe mitgenommen. Die teuerste Habe war in einem Sack verstaut, und als die Verwandten des Mannes — mit denen dieser Sonderling niemals einen Verkehr pflegte — den Sack öffneten, fanden sie vor: 1000 Stück Zehndollarnoten, 1000 Aktien der Bethlehel Stal Companie, 100 000 Dollar in Schuldscheinen, Wechseln usw. Der Geizhals aus dem Märchen, er geht noch heute um.

Frankreichs neuester Landzuwachs.

Genau um die Mittagsstunde des 27. Mai hatte die Französische Regierung von einem neuen Lande Besitz ergriffen. Es ist allerdings nur eine wüste Felseninsel im Stillen Ozean, das Eiland Clipperton, um das seit vielen Jahren ein diplomatischer Streit zwischen Mexiko und Frankreich herrschte. Schließlich wurde der König von Italien zum Schiedsrichter erkoren, der zugunsten von Frankreich entschied.

Die feierliche Besitzergreifung erfolgte durch den Kreuzer „Jeanne d'Arc", der sich auf einer längeren Übungsfahrt befindet. Auf dem höchsten Punkte der Felseninsel, die nicht größer als Paris ist, vollzog der Kapitän die Einverleibung in das französische Reich; die Trikolore wurde auf einem rasch aufgestellten Mast aufgezogen, die Schiffskapelle spielte die Marseillaise, und eine Gewehrsalve schoß Salut. Dann marschierte die Mannschaft nach dem Kreuzer zurück, der sofort die Anker lichtete und Clipperton wieder allein ließ in seiner Einsamkeit, die nur durch Seemöwen unterbrochen ist.

Zu Anfang des Jahrhunderts besaß Clipperton eines der größten Guanolager des Stillen Ozeans, aber während die Regierungen sich um die Besitzansprüche zankten, waren die Mexikaner, deren Küste nur 800 Kilometer von der Insel entfernt liegt, eifrig beschäftigt, den wertvollen Guano fortzuschaffen; nun, da Frankreich in den glücklichen Besitz gelangt ist, bleibt nichts übrig von den Lagern, die vielfach drei Fuß tief waren. Es wird gegen 150 Jahre dauern, bevor die Verdauungsarbeit der Seemöwen hier wieder wertvolle Düngerschätze geschaffen hat.

Ein serbischer Prinz verübt Selbstmord.

Prinz Nikolaus Arsenowitsch-Karageorgewitsch, ein Vetter des Königs von Jugoslawien, hat in Nizza durch Einnehmen von acht Ampullen Morphium Selbstmord verübt. Der Prinz, ein Sohn des Bruders des Königs Peter I., stand im Alter von 39 Jahren. Mit seinem Vetter, dem König von Jugoslawien, hatte er sich verfeindet; denn er behauptete, ein überzeugter Republikaner zu sein. Noch am Tage vor seinem Selbstmord erklärte er in Nizza einem Freunde gegenüber, daß er in Belgrad sehr schlecht angeschrieben sei und daß man ein Attentat gegen ihn plane.

Seit dem Kriegsende lebte der Prinz in Frankreich. Er betätigte sich als Kunstmaler und hatte auch einen Vertrag mit einer Pariser Filmgesellschaft. In der Nacht vor seinem Selbstmorde hatte er noch bis 3 Uhr die Vergnügungsstätten von Nizza besucht. Auf der Heimfahrt ließ er seinen Wagen vor einer Apotheke halten und durch seinen Chauffeur ein größeres Quantum Morphium kaufen. Vom Nachtportier des Hotels erbat er sich eine Zigarette. Dabei warf er nachlässig die Bemerkung hin: Morgen werde ich ein toter Mann sein. Der Pförtner nahm die Äußerung nicht ernst. Nachmittags um 17 Uhr aber wurde der Prinz als Leiche in seinem Bette aufgefunden.



Ausrede.



„Was fällt Ihnen denn ein, so unverschämt an meine Tür zu klopfen?"

Bettler: „Entschuldigen S', ich hab' g'meint, Sie wären nicht daheim!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.